

Dr. Horst Kämpfer, Pastoralpsychologe

Geld und Geltung

In: Pastoraltheologie 86 (1997), S. 75 - 87.

Vorbemerkungen

Spätestens seit der Reformation wissen wir, daß Institution, Ideologie und Theologie, der Einzelne mit seinen Wünschen und Ängsten und schließlich ökonomisch, politische Interessen und Geld in einem interdependenten Bezug zueinander stehen. Wenn wir heute über Geld nachdenken müssen und wollen, sehen wir uns einem vielfältigen Bedingungsgefüge gegenüber, in das wir selbst mit verflochten sind. Eine Analyse des Geflechtes und ein Verstehen der vielfältigen Verbindungen und Bezüge scheint nur ansatzweise gelingen zu können; es bedarf vieler Studien, um die Krise, die durch die Abnahme der den Kirchen zur Verfügung stehenden Geldmenge sichtbar wird, zu verstehen und konstruktiv zu bewältigen.¹

In dieser Arbeit soll besonders dem Zusammenhang von Geld und dem Gefühl, etwas gelten zu wollen, nachgegangen werden. Dabei werden sehr unterschiedliche Fäden aufgenommen, in dem Wissen, damit der Komplexität noch längst nicht zu genügen, aber doch, wie ich hoffe, Fäden genug, um zu der Diskussion auf ganz unterschiedlichen Ebenen Anreize und Verstehensgründe beizutragen.

In die drei Annäherungen zu der Verbindung Geld und Geltung sind unterschiedliche Erfahrungen aus Supervision und Beratung in einer Beratungsstelle für kirchliche Arbeit eingeflossen. Wenn zunächst nur Pastorinnen und Pastoren in das Zentrum der Aufmerksamkeit gestellt werden, so hat das lediglich den Hintergrund, an dieser kirchlich bedeutsamen, wenn nicht gar bedeutsamsten, Berufsgruppe exemplarisch etwas verdeutlichen zu wollen. Wie sehr aber gerade der Geltungsgesichtspunkt alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Kirche betrifft, habe ich in einer Arbeit über den "Arbeitsplatz Kirche: der Kampf um den Segen" ausgeführt. Den Annäherungen an das Thema folgt ein Versuch, ein bestimmtes psychodynamisches Grundmuster aus der Psychoanalyse als Verstehensmodell zu beschreiben. Dieses Muster wiederum spiegelt auch eine bestimmte Theologie oder auch Ideologie. Schließlich wird noch eine Perspektive aufgezeigt, die das Geltungsgefühl einem anderen psychodynamischen Grundmuster zuordnet, wodurch die theologisch fragwürdige Verbindung von Geld und Geltung in Bewegung kommen könnte.

Erste Annäherung

In seiner Arbeit über die soziale Stellung des Pfarrers nennt W. Marhold vier "Faktorenbündel", mit denen der gesellschaftliche Standort des Pfarrers und der Pfarrerin bestimmt werden kann: "1. Öffentliches Ansehen, Wertschätzung, Prestige und Rang, 2. Einfluß - und Machtchancen sowie Privilegien und Abhängigkeiten, 3. Wirtschaftliches Ergehen, Lebensstandard und Lebensstil, und 4. Ausbildungsstand, Kenntnisse, Spezialwissen - und Fähigkeiten." Die Geschichte des Pfarrer/Pfarrerinnen-Standes ist bis zu Beginn dieses Jahrhunderts immer wieder von Klagen über die geringe "soziale Achtung, den unzureichenden Ausbildungsstand, die materielle Not und die Abhängigkeit von Adel und Patronat" durchdrungen. (S. 177)

1908 beschreibt Pfarrer Graefe in einem Aufsatz über den evangelisch-lutherischen Pfarrerstand in Sachsen die Problematik folgendermaßen: "Es bleibt also dabei: Der sächsische, ev.- luth. Pfarrerstand steht wirtschaftlich hinter allen höheren Beamtenkategorien - z. T. sogar auch solchen ohne akademische Bildung - weit zurück.... Denn es steht nun einmal so..., daß die öffentliche Wertung eines Standes von der Höhe abhängt, in der seine Leistungen honoriert zu werden pflegen. ...Das Problem ist einfach zu lösen: 'Also zunächst eine größere materielle Sicherung des geistlichen Standes! Ist diese erreicht, dann wird sie auch ... der Kirche zu der ihr gebührenden und zu überaus nötigen größeren irdischen Macht - oder sagen wir lieber: zu dem ihr gebührenden größeren moralischen Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben verhelfen, in dem sie das berechtigte Standesbewußtsein der Pastoren stärken, den Schwächeren unter diesen das Rückgrat steifen, gar manchen Geistlichen zu größerer Mannhaftigkeit gegenüber Hohen

und Niederen befähigen, den evangelischen Pfarrerstand insgesamt vor unwürdigen Zumutungen schützen und ihn solcher Gestalt im öffentlichen Ansehen heben, überhaupt aber ihn in die Lage versetzen wird, allezeit und überall - sei es gegen wen es sei - die volle und ganze evangelische Wahrheit zu verkündigen.' " S. 185/186.

Der Zusammenhang von Geld und Geltung ist gerade von einem Pfarrer für Pfarrer selten deutlicher formuliert worden.

Mitte der dreißiger Jahre wird seine Vorstellung schließlich Gesetz: Die Pastorenbezüge werden denen der Beamten gleichgesetzt. Nun bekommt er Geld, damit er etwas gilt. Nicht der Inhalt seines Tuns und das Tun selbst verhelfen zur Geltung, das dritte Faktorenbündel: Wirtschaftliches Ergehen, Lebensstandard und Lebensstil verschaffen der Person und damit wohl auch dem Inhalt seiner Arbeit die rechte Geltung. Mit dieser Übernahme aber kaufte man sich ein weiteres Problem ein, denn so recht wollte das Gehalt dann doch nicht das Rückgrat steifen, nämlich: Für welche und wieviel Arbeit bekommt man etwa A 14. Oder aber: Was kann die anonyme Alimentation an Leistung vom einzelnen Pfarrer, von der einzelnen Pfarrerin erwarten. Pfarrer Graefe hatte zwar den Zusammenhang von Geld und Geltung hervorragend beschrieben, aber eben nicht den Zusammenhang von Geld/Geltung und Leistung. Die Kombination Leistung und Geltung weist auf einen sehr wichtigen psychischen Zusammenhang hin. Ein eher trieborientiertes "Ich kann" (Leistung) muß mit einem eher narzißtisch orientierten "Ich bin" (Geltung) in eine Balance gebracht werden, ohne in der Ausschließlichkeit eines "Ich bin, was ich kann" stecken zu bleiben.² Eine solche Balance wird im Arbeitsalltag stets neu entwickelt und gefunden werden müssen. Alimentation und einigermaßen unklare Anforderungen erschweren diese Aufgabe. Allenthalben herrscht eine große Unsicherheit darüber, wieviel man tun muß? Wieviel Arbeitsstunden sind angemessen, wenn man "immer im Dienst" ist? So säumen innere Wächter, die da heißen "es ist nie genug", "ohne dich bleibt so viel liegen", "ich möchte, ich muß die Gemeinde, das Werk zum Blühen bringen" und sicher noch andere mehr den täglichen Arbeitsablauf. Das aus diesem Problemzusammenhang entstandene, meist von Schuldgefühl und Ich-Ideal bestimmte Arbeitsethos der Kirche wird von jenen, die sich selbst unter dem Druck dieser beiden Überichkomponenten erleben, mit feinem Sadismus auch auf alle anderen, meist nieder bezahlteren Berufsgruppen, ja sogar auf ehrenamtliches Engagement, in der Kirche übertragen. Die Erwartung an die Arbeitsbereitschaft der Ehrenamtlichen ist schier grenzenlos.

Zweite Annäherung

Pastor W. hat eine Zeit im Ausland gearbeitet, wo er intensiv in das soziale Netz einer gehobenen Schicht eingebettet, und wo er, wie man so sagt, Pastor, Propst und Bischof in einer Person war. Er sucht mich nach einiger Zeit in der Beratungsstelle für kirchliche Arbeit auf, da er, mit depressiven Gefühlen zu kämpfen hat, sich verloren, überflüssig und bedeutungslos fühlt in einer von "Machern" geprägten Kirche und Gemeinde. Man hatte ihn erwartet, hatte sich auf ihn gefreut (so zumindest der Eindruck aus den Bewerbungsgesprächen), da er eine angenehme, offene Art hat, Kontakte zu Menschen aufzubauen. Der so Erwartete irrt nun, so sein Gefühl, durch die Gemeinde, hört, daß er sich doch Zeit lassen soll, sich einzufinden, spürt hier und da Erwartungen, die mit ihm und seinen Begabungen scheinbar nichts zu tun haben, und zieht sich schließlich einsam und mit einem Gefühl von Wertlosigkeit immer mehr zurück. Alles geht seinen Gang, auch ohne ihn - Versuche, sich im positiven Sinne einzumischen wecken in ihm eher das Gefühl, als sei er ein Störenfried. Zwischen der Auslandsgemeinde und der Gemeinde in Hamburg liegen Welten; Welten, die auch in seinem Selbstgefühl für große Spannungen sorgen. Am wohlsten fühlt er sich mit den Beerdigungen, denn hier hat er den Eindruck einerseits gebraucht zu sein, und andererseits im Ritual eigenes und das Anliegen des Trauerhauses zusammenbringen zu können.

Es soll hier nicht um die persönliche Disposition dieses Kollegen gehen, sondern um ein Interaktionsmuster, das Pastoren und auch kirchliche Mitarbeiter betrifft - in dem Sinne von treffen, erwischen, beeinflussen, manipulieren und zu Reaktionen zwingen. In irgendeiner Weise erwischt diese Pastorinnen/Pastoren und Mitarbeiter/ Mitarbeiterinnen ein Gefühl der Wert- oder Bedeutungslosigkeit, wenn sie für Kirche in Kirche und Gemeinde unterwegs sind. Sie spüren etwas von der Spannung einer Kirche, mit Welterrettungsideologie und -phantasie einerseits und - nachdem man es aufgegeben hatte, den größeren Teil der Menschheit mit Gewalt "retten" zu wollen - dem gesellschaftlichem Prozeß gegenüber recht

wirkungslosen Kirche andererseits. Dieser geschichtliche Prozeß des Verlustes an Machteinfluß auf allen gesellschaftlichen Ebenen (Auslandsgemeinden sind möglicherweise Ausnahmen) bleibt nicht ohne Niederschlag im Individuum. Die zunehmende Bedeutungslosigkeit der Institution wird von den Einzelnen zum Teil aufgenommen und zum Teil weitergegeben. Dieser Zusammenhang spielt in der derzeitigen Vorliebe des Kollegen für Beerdigungen natürlich auch eine Rolle: es soll u. a. das Kränkende, Verletzende und Entwertende beiseite geschafft und schließlich beerdigt werden.

Die meist beobachtete und gern öffentlich dargestellte Reaktion auf diese Wertspannung heißt Aktivität und Aktionismus; der vollgeschriebene Kalender wird zur Wert- und Geltungswaage. Die andere Seite dieser Medaille, der depressive Rückzug, geschieht heimlicher. Für beide Seiten der Medaille gilt: Ein unerbittliches Über-Ich oder ein beschämtes Ich-Ideal - wie wir es als entscheidendes movens für das Arbeitsethos der Kirche in der ersten Annäherung schon beschrieben haben - haben in den Interaktionen mit der Gemeinde/Kirche Nahrung bekommen und bedrücken und bedrängen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Manchmal ist dieser Konflikt nur durch Aktionismus, durch Alkoholmißbrauch, durch Flucht in sexuelle Abenteuer oder durch Somatisierung des Konfliktes auszuhalten. Die innere Stimme klingt etwa so: Du wirst viel weniger gebraucht, als Du Dir wünschst (Amtshandlungen, im besonderen Beerdigungen ausgenommen). Du mußt erst dafür sorgen, daß man Dich braucht. Schaffe viele Abhängigkeiten und Sorge so dafür, daß Du unersetzlich wirst. Schließlich hast Du die für die Welt zentrale Botschaft, ohne Dich und die vielen Kollegen und Kolleginnen ginge die Welt verloren, oder könnte man auf Dich und die Botschaft auch einfach verzichten? Als Zeremonienmeister bräuchte man kein Studium in dieser Art; bekommt man A 14 für das Management eines Kleinbetriebes mit sozial und psychisch meist schwierigen Menschen? Was bin ich? Wer braucht mich? Was muß ich können, was ich nie gelernt habe; was habe ich gelernt was ich nicht gebrauchen kann? Konfrontiert mit Gefühlen der Bedeutungslosigkeit wird das narzißtische Gleichgewicht in Frage gestellt, was zu den beschriebenen Abwehrformen nötigt. (Es sei noch mal daran erinnert, daß auch schon Pfarrer Graefe mit diesem Problem gerungen hat)

Wenn dann, wie M. Klessmann es in seiner Arbeit "Stabile Identität - brüchiges Leben?" beschreibt, der Pfarrer, die Pfarrerin von der Gemeinde und von der Gesellschaft noch als Symbolfigur gelungenen Lebens gesehen wird, übersteigt die seelische Belastung immer häufiger die Grenzen des Aushaltbaren. Ob man allerdings durch intensivere Selbsterfahrung und Ausbildung des Theologen dem Problem beikommen kann, bleibt m.E. im guten Sinne fragwürdig. (Vgl. M. Klessmann, 1994)

Dritte Annäherung

Josuttis beschreibt in seinem Buch "Der Pfarrer ist anders" in vielfältiger Weise die Spannungen, in denen Pfarrer existieren müssen. Eine dieser Spannungen heißt: "Er möchte Prophet sein und arbeitet faktisch als Priester" und ich ergänze, als Manager, Verwaltungsleiter, Animateur und noch in einigen Rollen mehr. Ist der Pfarrer in seinem Amt mit dem prophetischen Charisma identifiziert, so muß er nach Orten suchen, wo er diesen Identitätsanteil verwirklichen kann. Josuttis: "Der Pfarrer möchte die anderen ändern." "Insbesondere die gottesdienstliche Predigt dürfte ein Forum sein, auf dem sich solche Erwartungen, legitimiert durch die biblische Tradition, programmatisch artikulieren." S. 50. Darauf nun - und das scheint mir ein ganz wesentlicher Faktor - ist er auch durch sein Studium, das sich mit kritischer Exegese geschichtlich/gesellschaftlicher Prozesse und in solchen Prozessen gewachsener Texte befaßt, vorbereitet. Nun sitzen aber diejenigen, an die sich seine prophetische, Veränderungen herbeiführen wollende Rede richten will, also die, die auch im gesellschaftlichen Prozeß Veränderungen bewirken können, nicht unter seiner Kanzel. Dort findet er eher jene vor, die seinem intellektuellem Niveau nicht gewachsen sind, und die meist auf Erbauung und Trost hoffen, um sich unter anderem mit den Gegebenheiten besser arrangieren zu können. Schon in den ersten Predigtbesprechungen bekommen die Kandidatinnen und Kandidaten die Rückmeldung: zu abgehoben, zu intellektuell, an der Gemeinde vorbei, über die Köpfe hinweg usw. Die zentrale Veranstaltung kirchlichen Lebens wird für den Pfarrer zur narzißtischen Kränkung, die aber schon aus ideologischen Gründen nicht bewußt werden darf. Pfarrer /Pfarrerin und Gemeinde passen noch nicht zusammen ... noch nicht. Der innere Zirkel einer Gemeinde hat häufig enorme Kräfte, um ihren Pastor/ihre Pastorin in ihren "kleinbürgerlichen - oder wie immer auch sonst getarteten - Mief" zu ziehen. Diese drastischen Worte, das sei hier kurz eingeschoben, sind nicht von mir er-

funden, sondern Originaltöne aus Supervisionssitzungen mit Pastorinnen und Pastoren - Ausdrücke der Entwertung aufgrund eigener Kränkung.

Der hier sich ausdrückende Kampf zeigt sich am deutlichsten bei denen, die am Anfang ihrer Berufstätigkeit stehen. Immer mehr Pastorinnen und Pastoren und auch kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen haben keine kirchlich/gemeindliche Sozialisation - der Berufsanfang ist häufig die erste Begegnung mit einer Gemeinde. Viele werden von den narzißtisch so schönen und stolzen Rossen einer akademischen Bildung heruntergerissen in den einfachen Dunst von: Jesus nimmt dich an, wie du bist, der liebe Gott ist eben lieb und in keiner Weise so ein böser Vater wie der eigene, böse ist allein der Mensch, wir müssen uns anstrengen, immer lieber zu werden, denn so erfüllen wir das Gebot der Nächstenliebe. Diese simplifizierende Reduktion theologischer Inhalte und der meines Erachtens dazu passende (klein)bürgerliche Charakter so vieler Gemeinden, ist von einem Kollegen mal so treffend mit dem Wort "Verbiedereung" umschrieben worden. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß das prophetische Element auch in einer Gemeinde zu Hause sein kann und das Enge und Verbiederte dem Pastor, der Pastorin und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern anhaftet. Der Pastor, die Pastorin werden von der Kerngemeinde, die Kerngemeinde von der Pastorin, dem Pastor beeinflusst, manchmal gar "beherrscht". Die Gemeinde versucht, den Pastor, die Pastorin unter ihre Kontrolle zu bringen, während er oder sie doch versuchten, die Gemeinde zu verändern und damit unter ihre Kontrolle zu bringen. Wechselseitige Entwertungen und Rachewünsche bestimmen infolge einer solchen Kampfsituation das Beziehungsgeflecht vieler Gemeinden, Dienste und Werke.³

Thema:

Pastorinnen und Pastoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geht es zum einen darum, etwas zu gelten, und dies nicht nur heimlich, sondern in der Öffentlichkeit und diese Öffentlichkeit soll die eigene Geltung laut und deutlich stets neu bestätigen. Hier geht es also um Stolz, als einem fundamentalen, narzißtischen Bedürfnis. Zwar denken wir laut nicht mehr in Kategorien der Todsünde, doch hat Stolz immer noch den Beigeschmacks eines Übels - Demut ist weitaus besser gelitten. Grunberger beschreibt den Lösungsversuch der Christen aus diesem Dilemma: "Tatsächlich aber umgeht der Narzißmus des Christen diese Hauptschwierigkeiten und macht aus eben dieser Erniedrigung durch die Aufwertung der Tatsache, Christ zu sein, eine Tugend, einen schwingenden Phallus. In Wirklichkeit identifiziert sich der Christ mit Gott (Paulus: "Nicht ich lebe, sondern Gott in mir) und er wird durch die Introjektion bei der Kommunion selber Gott." S. 45.

Zum anderen geht es um Einfluß, Bedeutung und Macht. Individuelles, institutionelles und ideologisches Interesse verschmolzen über viele hundert Jahre zu einem enormen Machtfaktor. "Ich (und hier haben sich eben alle möglichen 'Ichs' eingetragen) bin der Weg, die Wahrheit und das Leben". Der gewaltige Einfluß dieser Machtschmelze reichte und reicht bis in die intimsten Beziehungen der Familie, in der die Kinder zu Objekten allmächtiger Kontrolle wurden und man so jedes Eigene, oder gar Narzißtische im Keim erstickt hat.⁴ Psychoanalytisch betrachtet ist das Objekt der Kontrolle exkrementell, womit unter anderem ausgedrückt werden soll, daß das Objekt seinen eigenen Charakter verliert und manipulierbare Substanz in der Hand des/der Mächtigen wird. Im ernststen Scherz sprechen manche es aus: "Der Herr hat sie in meine Hand gegeben...."

Ähnlich machtvoll und Macht und Geltung verleihend ist eigentlich nur noch das Geld, der verdichtete Ausdruck eines anal-narzißtischen Universums; das hatte Pfarrer Graefe schon 1908 messerscharf erkannt.

Pervertierter Stolz also und Macht sind m. E. wichtige Faktoren, die die innerkirchlichen Beziehungen bestimmen. Der in seinem Narzißmus Gekränkte oder Entleerte hat es schwer, wohlwollend und segnend auf andere zu schauen. (Diese Schwierigkeit hat auch Gott schon in der Sintflutgeschichte). Die narzißtische Wunde, die sich u. a. in der Scham darüber zeigt, auf bestätigende Beziehung so verdammt angewiesen zu sein, wird mit Hilfe der Analität, die Unabhängigkeit verheißt, zu schließen versucht. Die durch anale Abwehrmechanismen bestimmte Institution entwertet die Personen, die in ihr arbeiten. In der unbewußten Phantasie bedeutet das, daß die Personen zu Kotobjekten gemacht werden. Diese wiederum werden nun, von der Entwertung betroffen und selbst durch anale Abwehrformen mit strukturiert versu-

chen, die sie umgebenden Menschen und Dinge zu Objekten ihrer Kontrolle zu machen, wie sie ja selbst Objekt der Institution geworden sind. Nicht mehr die Angewiesenheit auf bestätigende Beziehung soll gespürt und erlebt werden, sondern unabhängige Herrschaft und Ausweitung des Machtbereiches. Und das Instrument dafür ist Geld.

Jörn Halbe nimmt in seiner Arbeit einen Gedanken Luhmanns auf, in dem das Systemvertrauen dem Vertrauen in Personen gegenübergestellt wird. Luhmann: "Wer in die Stabilität des Geldwertes und in die Kontinuität einer Vielfalt von Verwendungschancen vertraut, setzt im Grunde voraus, daß ein System funktioniert, und setzt sein Vertrauen nicht in bekannte Personen, sondern in dieses Funktionieren. Ein solches Systemvertrauen wird durch laufend sich bestätigende Erfahrungen in der Geldverwendung gleichsam von selbst aufgebaut. Es bedarf ... keiner besonderen Innengarantien und ist daher unvergleichbar viel leichter zu lernen als persönliches Vertrauen in immer wieder neue Personen." S. 492. Man zieht also das eigene Bedeutungsgefühl aus der Größe des Haushaltes, der Zahl der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, den Einnahmen des Basars, der Güte der technischen Ausstattung, der Anzahl der Kindergartenplätze usw. Diese Art der Geltung basiert unmittelbar auf dem Geld.

Nun ist das Verhältnis zum Geld in der Kirche ja kein ungebrochenes. Geld, das eigentlich stinkt (die unbewußte Verbindung von Geld und Analtät drückt sich in den alltäglichen Redewendungen noch recht gut aus; vgl. etwa auch den Gold kackenden Esel des Märchens), dieser schmutzige, entwertete Dreck, der auf dem Weg in den Himmel noch das letzte Nadelöhr verstopft, wird schließlich in der Hand der Kirche zu Gold, da das Geld für die Armen und Hilfsbedürftigen eingesetzt wird und über diesen kleinen Umweg die Beschaffer narzißtisch aufwertet und ihre sich großzügig gebende Unabhängigkeit beweist. Stimmig an den alten Werten, das muß eingeräumt werden, ist sicher, daß nicht das Geld an sich besetzt wird, sondern das, was man damit tun kann, also die "energetische Beziehung". Das gleiche kann man auch bezogen auf "die Armen" sagen: Nicht sie werden besetzt (geliebt), sondern die Möglichkeit, ihnen zu helfen. Man kann dies auch als eine besondere Ausformung des Helfersyndroms verstehen. Der Hilfsbedürftige ist nur insofern von Bedeutung, als er es dem Helfenden ermöglicht, jene energetische Beziehung zu entwickeln, die ihm Unabhängigkeit, Macht und Geltung verspricht. Und eines der entscheidenden Hilfsmittel für diese Beziehungsgestaltung ist das Geld. (Vgl. dazu auch den interessanten, kritischen Impuls aus Mk. 14. 3-9)

Der Verlust des Geldes führt so automatisch zu einem Verlust der Geltung, was in der beschriebenen individual- und sozialpsychologischen Dynamik anale Modalitäten verstärkt. Gefühle von Neid, Über- und Unterlegenheit, Macht und Ohnmacht, Scham und Zweifel führen zu einer intensiveren Burgenmentalität. Man behält ja schließlich nur Geltung, wenn die manipulierbare Masse in den eigenen Händen nicht zu gering wird. Schnell schießt man hinüber zu den Meistern der Beherrschung in der Wirtschaft. Sie machen uns immer wieder erneut vor, wie man sich Geld und Geltung erhält. Manch einsamer Rufer versucht mit immer leisender werdender Stimme noch etwas von "Mensch zu Mensch Beziehung" als Grundlage der Kirche zu sagen, doch da ertönen schon Meisters klare, logische und einsichtige Worte: "Jede Mark, die wir jetzt nicht sparen, kostet uns morgen zwei Mark". In der derzeitigen Situation, in der das Geld rückläufig ist, gefällt sich die anale Position besonders darin, großartiger Sparer zu sein. Das System wird eben besetzt und geliebt und muß funktionieren, denn durch das System erhält man seine Geltung.

Fragte man, ob man die Beziehungen aus den Augen verloren hat oder ob man sie eigentlich nie richtig im Auge hatte, ich wüßte nicht recht zu antworten. Ich weiß, daß es nach wie vor gute soziale und tragende Beziehungen innerhalb kirchlicher Gemeinschaften gibt, was für viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein bedeutungsvoller Grund ist, weiter in der Kirche zu arbeiten. Und ich weiß, daß es viele Gruppierungen innerhalb der Kirche gibt, die sich gegen anal-narzißtische, und häufig immer deutlicher werdende kapitalistische Tendenzen zur Wehr setzen und die, um noch einmal J. Halbes Formulierung aufzunehmen, Systemvertrauen in Personvertrauen transformieren wollen. Nötig ist es allemal und es stünde einer christlichen Kirche gut zu Gesicht. Dazu braucht es einen Entwicklungsschritt sehr grundsätzlicher Art. Die Entwicklung wird zäh und schwierig werden, da sich drei Ebenen bewegen müssen: Der Mensch, die Institution und die Theologie. Würde nur eine Ebene bewegt, schaffte man keine wirkliche Entwicklung sondern erhöhte Spannung zwischen den Ebenen. Psychoanalytisch formuliert ginge es in der Entwicklung um die Überwindung anal-narzißtischer Modalitäten und den Versuch, ödipal-narzißti-

sche Themen und Spielmöglichkeiten ins Bewußtsein zu bringen. Ansätze feministischer Theologie und allererste Versuche theologischer Männerforschung sind meines Erachtens sinnvolle Anfänge eines Weges, der zumindest die geschlechtliche Identität in die Blick nimmt und, so bleibt zu hoffen, die anale Fixierung überwindend die Bedeutung triangulärer und schließlich ödipaler Strukturen als entwicklungs-fördernd und - notwendig entdeckt. Diese Bewegungen geraten aber schnell an die Ränder der verfaßten Kirche, da sie merken, daß die theologischen Gründe und Begründungen selbst in Frage gestellt werden müssen, will man sich zu einer beziehungsorientierten Kirche weiterentwickeln.

Um nicht im allgemeinen zu bleiben, sei einer der "Gründe" angedeutet. Es ist m. E. kein Zufall, daß ein wesentlicher Impuls zur Innovation der Theologie von der neuen Sicht der Geschlechter ausgeht. Die Anerkennung der je eigenen Besonderheit und Grenzen als Frau und als Mann und die Anerkennung des oder der anderen und das Wissen, auf einander gewiesen und abhängig von einander zu sein, wenn man etwas neues, drittes zur Welt bringen möchte, scheint mir der notwendige Schritt, damit der Mensch und nicht das System geliebt wird, damit Geltung nicht aus dem Geld, sondern aus partnerschaftlich, schöpferischer Beziehung kommt.

Gründe, die in Frage zu stellen sind

Die Triebfeindlichkeit der Kirche (und damit sind genitale Triebkomponenten gemeint; anale aber auch orale Triebkomponenten sind ja geschätzt) ist von Christen und Nichtchristen vielfältig beschrieben, von manchen ernsthaft beklagt und von sehr vielen mehr oder weniger intensiv erlitten worden. Trotz noch so starker Predigt über die Befreiung des Christenmenschen, über seine Annahme mit all seinen Schwächen, haftet den Christen, ob Profis oder Laien eine gewisse Verklemmung an. Phallisch/narzißtische Ausdrucksformen (hier fehlt uns noch ein entsprechender Begriff für weiblich exhibitionistische Ausdrucksformen) sind verpönt. In der Kirche beginnt man zwar mehr und mehr die Geschlechterdifferenzierung zu akzeptieren, doch bewegt man sich mit der lustvollen Darstellung des eigenen Geschlechts in engen Grenzen, dessen Ursache m. E. in mangelnder Entwicklung und Bewußtheit eigener und fremder genitaler Potenz zu finden ist. Wie kommt es zu diesem Phänomen? Wie kommt es, daß der Entwicklungsschritt von analen Modalitäten hin zu genital/Ödipalen so schwer ist? Dazu ein paar Gedanken.

Unsere Religion verleugnet das Paar. Weder Adam und Eva noch Jesus sind Kinder eines Paares. Die Religion gründet sich in einer asexuellen Beziehung. Zeugungs- und Geburtsphantasien bleiben in narzißtischen und präödipalen Vorstellungen stecken (...aus dem Lehm, der Rippe des Mannes, dem Geist, dem Wort, der Jungfrau).⁵ Genitale Lust wurde und wird nicht in der Ursprungsgeschichte begründet und gesegnet - allenfalls wird sie als unumgänglich akzeptiert, aber sie wird durch kein Fest oder Ritual wirklich gefeiert. Wo immer solche Feiern noch im Volke weiterlebten, hat ihnen das Christentum den Kampf angesagt oder sie derart assimiliert, daß von der zu feiernden sexuellen Potenz beider Geschlechter nichts mehr übrig blieb.

Unsere großen Feste stellen Geburt, Tod, Leben und Schuld aber auch Begeisterung ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Die zeugende Kreativität des Paares, gerade auch seine Bedeutung für die Entwicklung von Leben, Tod und Schuld und schließlich auch sein fundamentaler Einfluß auf Erotik, auf Begeisterung, werden in diesen Festen verleugnet. Annahme und Entschuldung durch Rückbindung an nur einen Elternteil ist eine zentrale theologische Kategorie, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, uns auf eine prätrianguläre Beziehungsstruktur verpflichten will. Diese Grundkategorie hat sich zu einer Verhaltensanforderung und schließlich zu einem Verhaltensmuster - Annahme des Nächsten und Rückbindung an den Helfenden - mit höchsten Geltungsansprüchen und -graden entwickelt. (Man denke hier noch einmal an den Besetzungsmodus der Analität: Nicht das Objekt, sondern die "Herrschaftsbeziehung" wird besetzt).

Wer intensiv hilft und dabei neue Bindungen schafft, bekommt Geld und gilt etwas. Es ist meines Wissens bisher theologisch kaum darüber nachgedacht worden, wie Bindungen, die durch Hilfsleistungen unterschiedlicher Art entstehen, wieder gelöst werden können oder gar sollen. Dagegen überlegt man in den Gemeinden immer wieder, wie man z. B. Konfirmanden nach der Konfirmation weiter an die Gemeinde "anbindet". In den so Umworbenen bleibt, gelingt die Werbung nur ein wenig, d. h. also wenn sich eine Beziehung hergestellt hat, beim Weggehen ein Schuldgefühl, denn der Weggang, die Trennung macht den Zurückbleibenden unglücklich, traurig, unzufrieden, zornig, rachsüchtig, wertlos oder leer.

Psychoanalytisch formuliert heißt das, daß das Objekt den notwendig aggressiv separierenden Akt, notwendig übrigens auch, um das Objekt als Eigenständiges zu etablieren, nicht überlebt. Ob die Entwertung der Gemeinde durch die vielen Jugendlichen nicht auch als Abwehr dieses in sie injizierten Schuldgefühls verstanden werden kann?

Zeugung und Entwicklung, Wahrnehmung des von dem Selbst getrennten Anderen und Trennung sind Kategorien, die sich leichter mit einem Paar in Verbindung bringen lassen. In einer zunächst kindhaften Sprache ließe sich das Problem etwa so formulieren: Gott fühlt sich unglücklich, traurig, unzufrieden, zornig, rachsüchtig, wertlos oder leer wenn ich ihn verlasse, denn er ist so allein. Hätte er eine Frau an seiner Seite, könnte er sich trösten und ich wäre freier. Freier im übrigen auch, all jene Gefühle, die ich womöglich auf Gott projiziert habe, bei mir selbst zu empfinden. Aus der Entwicklungspsychologie wissen wir, wie notwendig ein Dritter gebraucht wird, um sowohl den narzißtisch allmächtigen Potenzraum einer frühen Zweieinheit zu verlassen und das Gegenüber als getrenntes Objekt zu erleben, als auch eine Loslösung aus familiären Bindungen zu erreichen. Der notwendige Angriff auf das Objekt wird unbedingt erleichtert, wenn nicht gar erst möglich, durch die absichernde Beziehung zu einem Dritten.

Gerade durch die Nichtpräsenz eines Dritten bleiben alle ödipalen Manöver in einer vertikalen Beziehungsstruktur stecken: Es gibt nur Mutter - Sohn/ Tochter und Vater - Sohn/Tochter. Von männlicher Seite aus gesehen haben sich reichhaltige Formen negativ ödipaler Phantasien entwickelt: Flucht vor allem Weiblichen und Unterwerfung unter einen allmächtigen Vater (Isaaks Opferung). Wenn man so will, fehlt uns theologisch eine Urszene. Von daher scheint es nicht mehr verwunderlich, wenn Geburt anal oder narzißtisch phantasiert wird (aus dem Lehm, dem Wort, dem Geist/Odem). Und in der Folge dessen behaupte ich, daß vieles, was theologisch in der Kirche hervorgebracht wird, meist nicht aus fruchtbaren Beziehungen gewachsen ist, sondern, man verzeihe diesen zugespitzten analytischen Ausdruck, Produkte männlicher, anal-narzißtischer Phantasien sind. Artig, von Scham und Schuld getrieben und unter Verleugnung heftiger Ambivalenzen, suchend nach einem geltungsvollen "Ich bin" produziert, sammelt und hortet Mann an weltlichen Schätzen, denn, wie es bei Halbe heißt, die Umstellung von Personvertrauen auf Systemvertrauen ist gelungen und die Anonymisierung nimmt weiter zu.

Gibt es das Paar nicht, so kommt es kaum zu einer Loslösung aus der Dyade. Das frühe Objekt (meist die Mutter) muß in der Phantasie zerstört werden können und gleichzeitig überleben, um so als äußeres, getrenntes Objekt etabliert zu werden. Die Präsenz eines Dritten (im wesentlichen dann die psychische Repräsentanz eines Dritten im Objekt und im Selbst), die sowohl für die Mutter als auch für das Kind als eine Art sichernder Hintergrund verstanden werden kann, hilft den Individuierungsprozeß zu fördern. Gelingt dieser Prozeß nicht, wird die "Urbeziehung", aus der heraus sich das Urvertrauen entwickeln soll, zur Machtbeziehung, was sicher einer der Gründe dafür ist, daß die Angst vor dem weiblichen ins Phantastische gewuchert ist. Unter diesen besonderen Bedingungen ist auch entwicklungspsychologisch die Formulierung "Umstellung von Personvertrauen in Systemvertrauen" stimmig. Das dann sich entwickelnde anal-narzißtische "hier sitze ich und forme, zeuge die Gemeinde/Kirche nach meinem Bilde" muß also sowohl als progressive als auch als regressive Abwehrform verstanden werden. So soll einerseits die narzißtische Wunde der Bedeutungslosigkeit geschlossen und andererseits die Angst vor den ödipalen Konflikten abgewehrt werden.

Um was ging es doch gleich bei Pfarrer Graefe als er "A 14" forderte: Größere irdische Macht, größeren moralischen Einfluß, zu stärkendes Standesbewußtsein, zu steifendes Rückgrat, größere Mannhaftigkeit, Aufhebung unwürdiger Zumutungen usw.

Zum Schluß

Gefragt, und so frage ich mich manchmal etwas ängstlich selbst, wohin soll das führen, versuche ich meinen Mut zusammenzunehmen und zu antworten, zur Reformation eben auch der Theologie! Die Aufforderung an eine Kirche, sich für einen ständigen Wandlungsprozeß offen zu halten, heißt auf drei Ebenen eine Bewegung zu initiieren: auf der Ebene der Person, auf der Ebene der Institution und auf der Ebene der Theologie. In der Beratungsarbeit erlebe ich sehr häufig, daß ein enormer Druck auf den Personen liegt, sich stark zu bewegen und in Frage zu stellen, um so m. E. die mangelnde Bewegung in In-

stitution und Theologie aufzufangen und auszugleichen. Damit Geltung aber aus Beziehung entsteht und nicht aus der angstvollen Bindung an das nun nicht mehr "stinkende" Geld, muß eben auch der "Überbau", von dem sich unser Fühlen und Handeln ableiten soll, verändert werden. Es scheint mir gerade für die Pastoralpsychologie eine notwendige und würdige Aufgabe zu sein, zeugende, paarbezogene Generativität gegen ein männliches allein aus dem Nichts oder dem Chaos oder dem Geist oder dem Lehm/Kot theologisch zu begründen, im Sinne von "Grund zu legen".

Anmerkungen

- 1 Vergleiche dazu auch: Horst Kämpfer: Leiten und sich leiten lassen. Lernort Gemeinde (2/1993) S. 12-16 und Kirche und Religion heute. Lernort Gemeinde (1/1995) S. 3-9.
- 2 Mit der Gegenüberstellung von "ich kann" und "ich bin" ist die Dialektik von Triebentwicklung und narzißtischer Entwicklung angedeutet. Die Triebseite könnte sicher sehr viel umfangreicher beschrieben werden und damit korrespondierend die narzißtische. Entwicklungslinie. Also etwa "ich bewege" "ich versorge" "ich vertraue" "ich erzeuge" "ich zerstöre" "ich begrenze" usw. Ich beziehe mich hierbei auf die theoretischen Konzepte von B. Grunberger: Vom Narzißmus zum Objekt, Frankfurt 1982.
- 3 Martin Weimer, pastoralpsychologischer Kollege in Kiel, machte mich darauf aufmerksam, daß - er bezieht sich hier auf einen Gedanken Bions - es beim Zusammentreffen von Idee, die in meinem Beispiel von Einzelnen vertreten wird, und Gruppe (z.B. Gemeinde) meist 3 Varianten gäbe: Die Idee wird modifiziert, die Gruppe verändert sich oder beide beginnen sich zu befruchten und zu entwickeln. Die zuletzt genannte Möglichkeit beschreibt den Gedanken einer sich beständig reformierenden Kirche. Diesem Modell stimme ich grundsätzlich zu, möchte aber mit meiner Pointierung auf eine geschichtliche und eine ideologische Dimension aufmerksam machen. Zum einen kommen neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in einer Gemeinde in eine historisch gewachsene Situation mit sehr stark prägenden Strukturen, die zum anderen ideologisch untermauert und abgesichert sind. Neuankömmlinge treffen also auf ein kollektiv organisiertes und in Institution geronnenes Abwehrgebäude. Sicher werden vom Einzelnen Erfahrungen mit frühen allmächtigen Objekten auf die Institution projiziert. Dennoch ist m. E. die Institution, gerade wenn der Einzelne von ihr abhängig ist, auch ein objektiv machtvolles Gegenüber.
- 4 Sicher wird die Macht konkret von Einzelnen ausgeübt. Doch muß bedacht sein, daß der Einzelne nicht ohne die in ihn manipuliert habende und tragende Institution und Ideologie verstanden werden kann. Man vergleiche hierzu auch die Arbeiten über schwarze Pädagogik. Z.B: A. Miller: Am Anfang war Erziehung. Frankfurt 1980.
- 5 Die hinter den biblischen Geschichten erscheinenden kosmogonischen Vorstellungen sowie die Überlegungen, daß ein Grundmuster wie etwa das von der Göttin und ihrem Heros die jesuanische Geschichte durchzieht, wird hier nicht berücksichtigt, da sie zumindest bis heute von der Theologie nicht ernsthaft diskutiert und in keiner Weise dogmatische Relevanz hat. Vielleicht ist diesen Überlegungen ein ähnlicher Weg bestimmt, wie der der Maria in die katholische Kirche.

Literatur

- Cornelius-Bundschuh, Jochen: Zukunft mit der Kirche. In: Pastoraltheologie 83 (1994) S. 110-126.
- Ferenczi, Sandor: Schriften zur Psychoanalyse Bd. I. Frankfurt 1982. Darin: Zur Ontogenese des Geldinteresses. S. 198ff. und: Pecunia-olet. S. 255ff.
- Grunberger, Bela: Vom Narzißmus zum Objekt. Frankfurt 1982.
- Halbe, Jörn: Unsere Kirche und das Geld - angesichts einiger Sorgen. In: Weg zum Menschen 45 (1993) S. 485 ff - 497.
- Josuttis, Manfred: Der Pfarrer ist anders. Aspekt einer zeitgenössischen Pastoraltheologie. München 1983².
- Kämpfer, Horst: Arbeitsplatz Kirche: Der Kampf um den Segen. In: Lernort Gemeinde (2/1994) S. 7-11.
- Kämpfer, Horst: Leiten und sich leiten lassen. In: Lernort Gemeinde (2/1993) S. 12-16.
- Kämpfer, Horst: Kirche und Religion heute. In: Lernort Gemeinde (1/1995) S. 3-9.
- Marhold, Wolfgang: Die soziale Stellung des Pfarrers. Eine sozialgeschichtlich und empirisch orientierte Skizze. In: Greifenhagen, Martin (Hrsg): Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984.
- Plessmann, Michael: Stabile Identität - brüchiges Leben?. In: Weg zum Menschen 46 (1994) S. 289-301.
- Wiggermann, Karl-Friedrich: Pfarrer in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. In: Pastoraltheologie 82 (1993) S. 476-499.